



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gissing, George: Über Schriftstellerei : übersetzt aus dem Englischen von
Brix Förster

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Lesern wegen seines anregenden Tones, seiner gesunden Absicht und des vielen direkt Brauchbaren darin. Ach, wem allen möchte ich allein das nette kleine Kapitel über das Porträt ins Gemüt hinein vorlesen!

Noch stehn wir am Anfang des Jahres, und so sei Gegenwart und Vergangenheit noch einmal verbunden mit dem Hinweis auf solche Kalender, die Landschaftskunst und Heimatkunstgeschichte pflegen und — ein erfreuliches Zeichen der Zeit — hier und dort in deutschen Gegenden jetzt aufkommen. Man sollte da nicht immer bloß den Kalender der eignen Heimat für sich kaufen, sondern auch nach auswärts verschenken, der Tante in Hamburg zum Beispiel einmal den Leipziger Kalender und dem Freund im Elsaß die „Altfränkischen Bilder“ (Würzburg, Stürz), die nun schon ins vierzehnte Jahr gehn.



Über Schriftstellerei

Von George Gissing. Übersetzt aus dem Englischen von Brig Förster



ürde man nur Journale literarischen Inhalts zu Gesicht bekommen und beurteilte nach ihnen unsre Zeit, so könnte man leicht zu der Ansicht verführt werden, unsre Kultur mache große und gediegne Fortschritte, und die Welt habe schon einen Höhepunkt in der Erleuchtung der Geister erreicht. Woche für Woche werfe ich einen forschenden Blick in die massenhaft anschwellenden Ankündigungen von Büchern; ich bemerke eine große Menge von Buchhändlerfirmen, die eifrig bemüht sind, jeder Art von Büchern Vorschub zu leisten, alten wie neuen; ich sehe unzählige Namen von Autoren, tätig in jedem Gebiet der Literatur.*) Viel von dem Annoncierten entlarvt sich von selbst als nur von ephemerem oder von gar keinem Wert; aber welche Masse wird gedruckt, um die Aufmerksamkeit der Gebildeten und Wißbegierigen zu erregen! Dem großen Publikum wird eine Reihe klassischer Autoren dargeboten, sehr schön in der Ausstattung und spottbillig im Preise. Wahrlich! niemals breitete man früher vor den Augen der Kenner solche Schätze aus, so wohlfeil und so geschmackvoll. Für die reichen Leute stehn pompöse Bände zur Verfügung, Prachtausgaben, wahre Kunstwerke, auf deren Herstellung ohne Rücksicht auf die Kosten die unglaublichste Sorgfalt und Geschicklichkeit verwandt worden ist. Wieder in andern Büchern ist die Weisheit aller Völker und Zeitalter aufgespeichert; mag einer irgendein Studium ergriffen haben, er wird hier alles finden, was er zu wissen begehrt, was jemals und auf jedem Gebiet die Gelehrsamkeit zutage gefördert hat. Die Wissenschaft bringt ihre neuesten Entdeckungen am Himmel und auf der Erde auf den Markt, sie spricht eine Sprache, verständlich sowohl für den Philosophen in seiner Studierstube wie für das Volk auf dem Marktplatz. Zahllose Publikationen enthalten ergötzliche, phantasievolle Essays oder witzigen und geistreichen Kleinram, eine Blumenlese aus allen Bereichen menschlichen Interesses. Novellisten

*) Die Äußerungen in diesem Artikel sind leider auch für Deutschland zutreffend. Eine eingehende Würdigung des englischen Schriftstellers Gissing gibt Groth im 2. Bande (S. 356 f.) von Wülfers Geschichte der englischen Literatur (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1907).

dienen einem andern Geschmack; sie nehmen in der That den Ehrenplatz in den Katalogen der Buchhändler ein. Wer kann sie zählen? wer kann berechnen, wie viele Leser sie haben? Auch Verseschmiede gibt es; wer aber genauer zusieht, der wird bemerken, daß die heutigen Dichter wenig Anklang mehr bei dem Publikum finden. An Reisebeschreibungen ist ebenfalls kein Mangel; doch die Begierde nach Informationen über ferne Länder dürfte viel geringer sein als das Verlangen nach spannenden Romanen.

Denkt man über all das eben Gesagte etwas nach, so müßte man zu dem Glauben kommen, daß es geistige Interessen sind, die in der Gegenwart die Hauptrolle spielen. Finden sich doch immer Käufer für die Unmasse von Büchern, die die Druckerpresse ununterbrochen in die Welt befördert! Wie wäre es möglich, daß ein so großartiges Geschäft blüht und gedeiht, wenn nicht ein intensives geistiges Bedürfnis in der ganzen Nation vorhanden wäre? Es steht ja fest, daß sich die Privatbibliotheken in den Städten und auf dem Lande täglich vermehren, daß weite Volkstreife einen großen Teil ihrer Zeit auf Lesen verwenden, und daß am meisten literarischer Ehrgeiz zu energischer Tätigkeit antreibt.

So verhält es sich in der Gegenwart. Genügt dies, um mit Zuversicht in die Zukunft unsrer Kultur blicken zu können? Man bedenke zweierlei: erstens, daß das an und für sich bedeutende literarische Geschäft relativ ziemlich beschränkt ist, und zweitens, daß literarische Leistungen durchaus kein stichhaltiger Beweis von jener geistigen Beschaffenheit sind, die einem wirklich hochgebildeten Menschen eigen sein muß.

Man lege die Fachzeitschriften beiseite und nehme nur die Morgen- und Abendblätter zur Hand; sie geben den einzig richtigen Maßstab. Man lese die Zeitungen, die drei oder einen halben Penny kosten, und denke darüber nach, was darinnen steht. Möglich, daß einige Bücher erwähnt werden; sollte die Erwähnung auch einigermaßen befriedigend sein, so vergleiche man dagegen den Raum, den sie einnimmt, mit jenem, der den materiellen Interessen gewidmet ist. Ein verschwindend geringer Bruchteil des Publikums liest mit Aufmerksamkeit den Abschnitt über neu erschienene Bücher zu Ende; von weitaus der Mehrzahl kann man annehmen, daß sie es gar nicht bemerken würde, wenn von morgen an kein einziges Buch mehr gedruckt würde. So sind denn tatsächlich die vielen Ankündigungen der vortrefflichsten Werke nur für ein paar tausend Engländer bestimmt, und die sind über den ganzen Erdkreis verstreut, sodaß manche der interessantesten Bücher höchstens in einigen hundert Exemplaren Absatz finden. Nimmt man alle Frauen und Männer aus dem ganzen großen britischen Weltreich zusammen, für die der Genuß gebiegender Geistesprodukte ein unentbehrliches Bedürfnis ist, so könnte man sie alle miteinander zweifelsohne ganz bequem in der Albertshalle unterbringen.

Andererseits ist es nicht offenbar, daß unsre Zeit nach geistiger vervollkommnung strebt? Ist nicht die Vorliebe für literarische Erzeugnisse ein Beweis dafür? War zu irgendeiner Zeit die wissenschaftliche wie die schöne Literatur so weit verbreitet wie jetzt? Abt nicht die Minorität der hervorragend intelligenten allerwärts einen tiefgehenden Einfluß aus? Stehn diese nicht an der Spitze und weisen die Wege, und fügen sich ihnen nicht die Menge, wenn auch unstetig und zögernd?

Gern möchte ichs glauben. Wenn mich das Bezweifeln trübe stimmt, muntere ich mich auf und sage zu mir: Denke an die doch zahlreich vorhandnen Männer voll Verstand! Denke daran, wie sie sich überall bemühen, Licht zu verbreiten! Sollte es da möglich sein, daß ihr edles Bestreben von blinder

Brutalität immer wieder vereitelt wird, noch dazu in einem Zeitalter weit vorgeschrittener Kultur? Einverstanden. Aber sind diese Verständigen und Aufgeklärten, sind die Autoren, Forscher, Professoren und alle übrigen Hochgebildeten immer ein Muster der Gerechtigkeits- und Friedensliebe, von tadellosem Benehmen und reinsten Sitten? Sind sie wirklich die Repräsentanten aller Tugenden, auf denen die wahre Zivilisation beruht?

Ich muß dies verneinen. Es offenbart sich hier der Irrtum von rein theoretischen Einsichten. Die praktische Erfahrung belehrt uns jederzeit, daß eine bedeutende Persönlichkeit zwei Seiten haben kann, eine durch Intelligenz ausgezeichnete und eine in Moralität minderwertige. Ein Altertümler zum Beispiel kann ein großer Gelehrter sein und sich doch um die höchsten Güter der Menschheit gar nicht kümmern. Ein Historiker oder Biograph, ja selbst ein Poet kann ein Börsenspekulant, ein Salonbummler, ein wütender Chauvinist oder ein gewissenloser Intrigant sein. Und was die „Leuchten der Wissenschaft“ betrifft, welcher Optimist möchte behaupten, daß sie immer die Pfade der höchsten Tugend wandeln?

Ist's demnach mit den führenden Geistern schlecht bestellt, so sieht es bei denen, die auf ihre Worte hören, nicht viel besser aus. Das lesende Publikum — Welch ein Jammer! Es wird kaum ein so findiger Statistiker aufzutreiben sein, der nachzuweisen vermöchte, daß unter einem Duzend Menschen, die gehaltvolle Bücher lesen, auch nur einer ist, der sie mit Verständnis liest. Hat wirklich jemand die naive Ansicht, daß die vortrefflichen und vornehmen Werke, die in stattlicher Anzahl eine willkommene Aufnahme in weiten Kreisen gefunden haben, so hochgeschätzt werden, wie sie verdienen? Man bedenke: die Leute, die solche Bücher kaufen, tun es, weil es die Mode erheischt, oder weil sie damit prunken wollen, oder weil sie stolz auf ihren nobeln Geschmack sind; andre verlockt ein recht schöner Einband; auch nimmt es sich gut aus, damit ein feines Geschenk zu machen. Vor allem aber muß man sich vorstellen, wie groß die Menge ist, die ohne Spur von Wißbegierde und ohne innern Drang Bücher kauft, jenes Heer der Halbgebildeten, das so charakteristisch für unsre Zeit und zugleich eine so drohende Gefahr für die Zukunft ist. Mit Vergnügen will ich einräumen, daß es darunter einige gibt, deren Sinnes- und Gemüthsart ihrem Leseeifer entspricht; ihnen — zehn unter zehntausend! — drücke ich in brüderlicher Liebe die Hand. Aber wie kann ich als Vorboten einer schönern Zukunft jene faden Burschen ansehen, die von Literatur schwätzen, die Büchertitel und Autornamen in ihrer Dummheit verstümmeln oder mit affektiert näselndem Ton den Rhythmus eines Gedichts verhunzen?

Man sagt, die Halbbildung werde eine Vollbildung werden; wir befänden uns in einem Übergangsstadium von der alten traurigen Zeit, wo sich nur wenige akademischer Bildung erfreuen konnten, zu einer glücklichen Zukunft, wo die ganze Jugend auf das ergiebigste unterrichtet werden würde. Diesen hoffnungsvollen Aussichten steht leider im Wege, daß Unterricht und Erziehung Dinge sind, für die sich nicht viele eignen. Man kann lehren und predigen, soviel man will, nur ein geringer Prozentsatz wird Nutzen daraus ziehen. Auf dürrer Boden gedeiht keine reiche Ernte. Der gewöhnliche Mensch bleibt ein gewöhnlicher Kerl; wird er sich mehr und mehr seiner Macht bewußt, macht er sich geltend in der Öffentlichkeit, bekommt er alle materiellen Mittel des Landes in seine Hand, wehe! Dann tritt in Wirklichkeit ein Zustand ein, der jetzt schon als fernes Gespenst jeden Engländer mit Bangen erfüllt.

Ein alter Bekannter, der Schriftsteller N., besuchte mich neulich; schon sein Anblick tat mir wohl. Man sieht ihm an, daß er mehr Freudiges erlebt

hat als die meisten Menschen. Niemals litt er unter übermäßig harten Bedrängnissen, die etwa seine Gesundheit angegriffen oder seinen Geist beunruhigt hätten. Sogar an seine schlimmsten Zeiten denkt er mit Behagen zurück; denn in seinen schlimmsten Zeiten brauchte er nur etwas fester zu arbeiten, um eine Fünfspundnote zu verdienen, wenn er auch nicht immer ganz sicher war, sie zu bekommen. Jetzt geht es ihm ausgezeichnet; 2000 Pfund Sterling nahm er im letzten Jahr als Honorar ein, übrigens eine nicht so enorme Summe in Anbetracht der Riesensummen, die einige Autoren einstreichen, aber doch eine sehr respectable für einen Schriftsteller, der nicht dem Geschmack des großen Haufens huldigt. „Zweitausend Pfund in einem Jahr.“ Ich sah meinen Freund voll Hochachtung an. Er ist für mich das großartigste Beispiel literarischen Erfolgs. Wahrlich! ein Autor, der nach manchen Enttäuschungen endlich durch ehrenvolle und tüchtige Arbeit so reichlichen Lohn erntet, gehört zu den beneidenswertesten Ausnahmen. Dazu verdient er die Masse Geld mit fabelhafter Leichtigkeit und Bequemlichkeit. Zwei oder höchstens drei Stunden des Tags am Schreibtisch, und nicht einmal an jedem Tag, genügen ihm vollständig. Natürlich hat er auch seine unfruchtbaren Zeiten, quält sich und macht Mißgriffe; doch steht das nicht im Verhältnis zu den Perioden genialen und fröhlichen Schaffens. Jedesmal, wenn ich ihn sehe, sieht er gesünder aus. In den letzten Jahren trieb er mit Eifer Gymnastik und ging viel auf Reisen. Er lebt glücklich mit Weib und Kindern. Daß er imstande ist, der ohnehin komfortabeln Existenz seiner Familie noch alle möglichen Extravergnügungen hinzuzufügen, erhält ihn in konstant heiterer Stimmung; auch im Fall frühzeitigen Todes hat er reichliche Vorsorge getroffen. Freunde und Bekannte hat er so viel, wie er will; sie setzen sich gern an seine gastliche Tafel. Weit und breit ist er beliebt, mit Genugthuung hört er sich gerade von denen loben, auf die er etwas hält. Dabei hütet er sich, sein Renommee durch öffentliches Auftreten aufs Spiel zu setzen; er befürchtet, möglicherweise zu mißfallen. Ihm ist mehr daran gelegen, ein wirklich gutes Buch zu schreiben, als viel Geld zu verdienen. Seine Kritiken sind noch immer in demselben kecken und freimütigen Ton gehalten wie in jenen Tagen, wo sein jährliches Einkommen kaum einige hundert Pfund betrug. Er vergeudet seine Mußestunden nicht mit der Lektüre banaler modernster Literatur; was er liest, sind Werke von Bedeutung, mögen sie alt oder neu sein, und er vertieft sich in sie mit jugendlicher Energie. Er gehört zu den Menschen, die ich liebe. Ob er auch mich liebt, weiß ich nicht, ist mir auch gleichgiltig. Jedenfalls findet er Gefallen an meiner Gesellschaft, denn sonst käme er nicht zu mir nach Devon. Er sieht in mir seine eigne, glücklich überwundene Vergangenheit leibhaftig vor seinen Augen, und darum interessiert er sich für mich. Da er um zehn Jahre jünger ist, gelte ich ihm als ein bemoostes Haupt, und er behandelt mich, wie mich dünkt, mit etwas zuviel Ehrerbietung. Einige meiner Arbeiten schätzt er ziemlich hoch, doch scheint er zu denken, ich hätte gerade noch zu rechter Zeit aufgehört, und darin hat er sicherlich recht. Wäre ich nicht kürzlich ein solcher Glückspinsel gewesen und müßte noch jetzt mein täglich Brot hauer verdienen, wir würden uns wahrscheinlich viel seltner sehen. Er ist eine sehr zartfühlende Seele; es würde ihm peinlich sein, vor einem verkommenen Journalisten aus Grubstreet, wie ich es bin, seine geistige Überlegenheit aus Unachtsamkeit oder zufällig merken zu lassen, und für mich wäre der Gedanke nicht minder peinlich, daß er nur anstandshalber die Bekanntschaft mit mir fortsetzt. So aber, wie es jetzt steht, sind wir wirklich zwei recht gute Freunde, die, durch nichts geniert, sich am Beisammensein und an gegenseitiger Unterhaltung für ein paar Tage

erfreuen. Dabei schmeichelt es meiner Eitelkeit, daß ich ihm ein anständiges Schlafzimmer anbieten und ein schmackhaftes Mittagessen vorsetzen kann. Außerdem befinde ich mich in der angenehmen Lage, eine Einladung in sein elegantes Heim jederzeit ohne Beschämung oder Verlegenheit annehmen zu können.

Doch diese 2000 Pfund Sterling wollen mir durchaus nicht aus dem Kopf. Hätte ich in frühern Jahren ebensoviel verdient, was wäre wohl aus mir geworden? Etwas gutes? — gewiß; aber in welcher Weise? Vielleicht wäre ich ein Gesellschaftsmensch geworden, der seine Diners gibt und sich brüstet, Mitglied eines vornehmen Klubs zu sein. Oder sollte ich es dennoch vorgezogen haben, in die Einsamkeit mich zurückzuziehen, um ein so beschauliches Leben zu führen, wie es mir jetzt beschieden ist? Wahrscheinlich das letztere. Als ich zwanzig Jahre alt war, sagte ich oft: Wie herrlich wird es sein, wenn du dereinst ein Vermögen von 1000 Pfund Sterling dein eigen nennen kannst! Niemals bin ich in den Besitz einer so großen oder annähernd so großen Summe gekommen, und niemals werde ich sie haben. Unerfüllbar war der Wunsch meiner Jugend nicht, sondern nur — naiv.

In London gibt es wohl keinen zwanzigjährigen, guterzogenen und gründlich unterrichteten Jüngling mehr, der, wie ich seinerzeit, in einer Dachkammer wohnen möchte, um mit Schriftstellerei sein Leben zu fristen, und der dabei trotz seiner Armut voll glühenden Strebens festen Mutes in die Zukunft schaut. Was ich in den letzten Jahren über jugendliche Schriftsteller gelesen und gehört habe, zeigt sie mir in einem ganz andern Licht. In Dachkammern wohnen sie jedenfalls nicht, auch warten sie nicht mit Hangen und Bängen auf einen Tag großen Erfolges. In feinen Restaurants befindet sich ihr Hauptquartier, wo sie die Kritiker, die ihnen schmeicheln, reichlich bewirten; sie sitzen auf den teuersten Plätzen in den Theatern und bewohnen elegante Etagen, wo sie sich gelegentlich für eine illustrierte Zeitung photographieren lassen. Dünkt ihnen ihre Wohnung nicht anständig genug, so halten sie sich unter Tags in einem vornehmen Klub auf. Ihr exquisiter Anzug erlaubt ihnen, in Gartengesellschaften und in Drawing Rooms zu erscheinen und schützt ihr Benehmen vor hämischen Glossen.

Kürzlich erfuhr ich aus einem biographischen Feuilleton, daß der junge Herr Soundso oder das Fräulein Soundso, deren Erstlingswerke allgemeines Aufsehen erregt hatten, bei dem und jenem Lord eingeführt wurden; doch nirgends fand ich eine Andeutung, daß sie vorher harte Zeiten durchgemacht, gehungert und gefroren hätten. Ich fürchte, die Bahn der Schriftstellerei ist jetzt recht glatt geebnet worden. Denn ein junger Mensch, der vermöge seiner Erziehung mit der höhern Mittelklasse auf gleichem Fuße steht, gerät in diesen Tagen höchst selten in arge Bedrängnis, falls er die Schriftstellerei zum Beruf erwählt. Aber gerade darin steckt die Wurzel alles Übels. Man sieht die Schriftstellerei als einen Beruf oder eine Profession an, die sich ebenso leicht erlernen läßt wie etwa Theologie oder Jurisprudenz. Will ein Jüngling Schriftsteller werden, so willigt sein Vater ohne Umstände ein, und sein Onkel gewährt den nötigen Zuschuß. Von einem Rechtsanwalt hörte ich neulich sogar erzählen, er gebe jährlich ein paar hundert Pfund für den Unterricht seines Sohnes im Romanschreiben aus, und der Lehrer sei noch dazu kein hervorragender Meister in seiner Kunst. Das gibt zu denken; es ist gewiß ein bemerkenswertes Faktum und charakterisiert die moderne Literatenwirtschaft.

Es ist ja nicht unbedingt nötig, um gute Bücher zu schreiben, daß man hungert. Doch ich kann mir nicht helfen, ich hege ein entschiednes Mißtrauen gegen solche Schriftsteller, die gewohnt sind, nur auf sammetweichen Teppichen

durchs Leben zu spazieren. Ich kenne zwei oder drei unter ihnen, die noch etwas wie ein Gewissen haben und etwas von Schöpferkraft in sich spüren; ihnen möchte ich, um sie vor Verwöhnung und Verweichlichung zu bewahren, ein recht tüchtiges Mißgeschick an den Hals wünschen, das sie hilflos und freudlos auf die Straße hinausstieße. Möglich, daß sie dabei zugrunde gehn. Aber ist diese Möglichkeit nicht weitaus der unentrinnbaren Gewißheit vorzuziehen, daß ihre Seelen bei dem üppigen und leichtsinnigen Schlaraffenleben im Fett ersticken und verderben?

Ich möchte wissen, ob die ziemlich allgemein verbreitete Ansicht richtig ist, daß Anthony Trollopes Selbstbiographie in gewissem Grade schuld daran ist, daß er und seine Werke so bald nach seinem Tode der Vergessenheit anheimfielen. Unwahrscheinlich ist es mir nicht, da es nur ein weiterer Beweis für die „ungeheure Dummheit“ des Publikums wäre. In Wahrheit könnte doch die Vortrefflichkeit von Trollopes Werken dadurch nicht beeinträchtigt werden, daß man erfährt, wie sie entstanden sind! Trollope war ein bewunderungswürdiger Schriftsteller der realistischen Schule; wird auch sein Name nicht mehr genannt, völlig vergessen wird er nie werden. Er hatte wie alle Novellisten von Ruf zwei Arten von Verehrern: die einen lasen ihn wegen seines manchmal geradezu stupenden Stils, die andern, das heißt die große Menge der Urteilslosen, wegen der leichten und angenehmen Unterhaltung, die er bot.

Erfreulich übrigens wäre der Gedanke, daß „das ungeheuer dumme Publikum“ aus dem Grunde hauptsächlich Anstoß an seiner Autobiographie genommen habe, weil sie Enthüllungen über seine Technik beim Schriftstellern bringt, die für den Laien widerwärtig sein müssen und nur für den Fachmann den Reiz des Amüsanten haben. Denn wenn man zum Beispiel belehrt wird, sich den Dichter Trollope vorzustellen, wie er mit der Uhr in der Hand genau aufpaßt, daß er in jeder Viertelstunde ja nicht mehr schreibe als in der vorausgegangnen, so gibt das ein so lächerliches Bild und es haftet so fest, daß es immer wieder vor den Augen des Lesers auftauchen wird, auch wenn er das beste Werk des großen Mannes zur Hand nimmt.

Das in das Handwerk der Schriftstellerei uneingeweihte und ganz ahnungslose Publikum jener Tage wurde durch Trollopes Bekenntnisse unangenehm überrascht und verstimmt; es fand keinen Gefallen daran, wenn er in diesen scherzhaft erzählte, er habe den Redakteur einer Zeitschrift, dem er einen Artikel zu liefern hatte, mit der damals ungewöhnlichen Frage in das höchste Erstaaunen versetzt, wie viel tausend Worte der Essay enthalten sollte. Seitdem hat man sich gewöhnt, von den Schriftstellern selbst allerlei Pikantes über ihre Werkstattpraxis aufgetischt zu bekommen. Es ist eine Journalistenschule entstanden, die es sich — man möchte fast sagen — absichtlich zur Aufgabe macht, ihren Beruf in Mißkredit zu bringen. Glende Winkelagenten drängen sich bei Autoren ein, die sich bisher eines namhaften Rufes erfreuten, jetzt aber von Kümmernissen und vom Alter niedergedrückt sind, um sie zu flüchtigen, doch pekuniär vorteilhaften Arbeiten zu verleiten.

Niemand weiß besser als ich, daß das Verhältnis der Schriftsteller zu den Verlegern einer gründlichen Reform bedarf, und daß die angesehensten Autoren in den Verhandlungen mit den angesehensten Verlegern immer den kürzern ziehn und ewig ziehn werden. Bei einigem Entgegenkommen von beiden Seiten wäre gewiß diesen Mißständen einigermaßen abzuhelpfen. Ein grob auftretendes Genie wie Trollope konnte seine Ansprüche durchsetzen, jedenfalls einen gehörigen Anteil an dem Gewinn aus seinen Werken erpressen.

Noch besser verstand es übrigens Dickens, da er schlau und geschäftsgewandt und überdies von einem ihm eng befreundeten Advokaten unterstützt war; er verdiente an seinen Büchern sogar mehr als sein Buchhändler und machte dabei das Unrecht, das ihm früher angetan worden war, wieder gut.

Forster hat in seinem *Life of Dickens* manche genaue Schilderungen über seine Absonderlichkeiten gebracht: unter welchen Vorbereitungen er sich zum Beispiel an den Schreibtisch setzte, wie viele Stunden er dort saß, wie er in der Arbeit nicht vorwärts kommen konnte, wenn er nicht bestimmte kleine Schmuck- sachen vor Augen hatte, und wie unentbehrlich ihm blaue Tinte und Kielfedern waren. Wird ein einziger Leser durch die Berichte von solchen Wunderlichkeiten in seiner Verehrung und Liebe zu Dickens gestört oder abgekühlt? Ich glaube kaum. Das Bild, das sie uns von einem höchst sorgfältig dichten Autor geben, ist doch wesentlich verschieden von jenem, das uns den behäbigen Trollope zeigt, wie er die zu schreibenden Worte nach der Minutenzahl berechnet. Wahrlich: Trollope hat sich durch den Ton und Stil seiner Memoiren sehr geschadet; sie bekunden deutlich eine Inferiorität des Geistes und Charakters. Von Dickens Persönlichkeit erhält man einen entschiedenen andern Eindruck. Wenn man auch weiß, daß er noch am Ende seines Lebens habgierig danach trachtete, sein ohnehin ansehnliches Vermögen um ein ertrockliches zu vermehren (wobei er leider nicht dem unseligen Einfluß seiner Zeiten und seiner literarischen Genossen zu widerstehn vermochte), so bleibt man doch begeistert für ihn in der Überzeugung, daß er seine Werke mit dem Genie und dem Feuer eines rechten Künstlers geschaffen, was bei Trollope durchaus nicht der Fall war, der sehr methodisch verfuhr. Dickens war auch methodisch, weil ohne eine methodische Anlage große Romane nicht geschrieben werden können. Aber auf ein Bemessen der Wortzahl nach der Uhr ließ er sich nicht ein. Das Bild, das durch seine Briefe so anschaulich wird, wie er an seinem Schreibtisch sitzt und arbeitet, ist so köstlich und bezaubernd wie kaum ein andres in der Geschichte der Literatur. Es hat einen bemerkenswerten Platz in den Herzen aller eingenommen, die Dickens mit Bewunderung gelesen und gründlich verstanden haben. Und so wird es unvergeßlich für immer bleiben.



Baleno, der Jagdfalk

Eine Geschichte aus der Krähenhütte von Julius K. Haarhaus



a sitze ich nun schon den ganzen Morgen in meiner Erdhütte und bin noch nicht ein einzigesmal zu Schuß gekommen. Vögel zeigen sich genug, der Hühnerhabicht, auf den ich es solange abgesehen habe, ist schon zum drittenmal mit ungestümem Flug vorüber gestrichen, drüben über dem Walde tauchen immer wieder von neuem ein paar wütend krächzende Rabenkrähen auf, und über mir, hoch in der blauen Frühlingsluft, zieht seit einer halben Stunde ein schwarzer Milan seine Kreise. Manchmal scheint er unbeweglich zu stehn, nur wenn ich ihn durch das Jagdglas scharf ins Auge fasse, erkenne ich das leise Zittern seiner Schwingen und die geringen Veränderungen in der Stellung des gegabelten Stoßes, dessen Federn sich bald fächerförmig ausbreiten, bald wieder zusammenlegen.